

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

Kleine Mitteilungen.

Teile des Gotteshauses erforderlichen Kosten ablehnte. Die für den erstgenannten Zweck nach dem Kostenanschlage benötigten Mittel betragen 8400 M., von denen der Provinzialausschuss 4200 M. bewilligte, indem er annahm, dass der Klosterkirche zu Zinna in architektonischer und kunsthistorischer Beziehung eine über die Grenzen der Provinz hinausreichende Bedeutung beizumessen sei und dass daher auch die Königliche Staatsregierung Veranlassung haben werde, Mittel für die Restauration der Architekturteile des Gotteshauses zur Verfügung zu stellen.

Erfreulicherweise sind die bisher noch nicht gedeckt gewesenen Kosten für den Restaurationsbau nunmehr als gesichert anzusehn, nachdem die Kirchengemeinde davon 3600 M. übernommen und für den Restbetrag von 5200 M. von Allerhöchster Stelle ein Gnadengeschenk in diesem Betrage in Aussicht gestellt worden ist.

Somit ist nun sichere Aussicht vorhanden, dass die so wünschenswerte Restauration dieses hervorragenden Denkmals frühmittelalterlicher Baukunst in würdiger Weise bewirkt und dass dasselbe in den Formen und der Gestalt erhalten werden wird, in welchen es im Anfange des XIII. Jahrhunderts errichtet wurde. B.

### Kleine Mitteilungen.

**Die Fee und die drei Wünsche.** Mal wärn' 'n pör<sup>2</sup> junge Lüde, Mann unnn Fraue, unnn säten<sup>3</sup> bei't Öhnbrot<sup>4</sup> unnn wünschten sich so dörchinnenga<sup>5</sup> der eene det, der engere<sup>6</sup> jen't<sup>7</sup>. Med<sup>8</sup> eenmal steh't 'ne Person anne Stauendöre<sup>9</sup> unnn säd<sup>10</sup>, sei<sup>11</sup> säl'n sich bedenken, innerhalb vier Wochen säl'n<sup>12</sup> ö'r<sup>13</sup> drei Wünsche jewährt wer'n. Nu wüsst'n sei äbba<sup>14</sup> doch nich, welchen Dach<sup>15</sup> jrade, unnn nu sitt'n<sup>16</sup> sei wea<sup>17</sup> een'n Dach bei't Öhnbrot unnn denn säd de Fraue tu'n<sup>18</sup> Mann: „Weetste<sup>19</sup>, wat ick mei<sup>20</sup> nu so wünschte tu de Knüll'n<sup>21</sup>? Na wat'n<sup>22</sup>?“ säd ha<sup>23</sup>. „Eene rechte schöne Leboworscht<sup>24</sup>.“ Doch dā<sup>25</sup> med eenmāl leit<sup>26</sup> se<sup>27</sup> dā. Nanu wurde äbba da<sup>28</sup> Mann upgebracht<sup>29</sup> unnn säd: „So wünsche ick, det Dei<sup>30</sup> de Worscht foots<sup>31</sup> anne Nese<sup>32</sup> hackt<sup>33</sup>,“ unnn<sup>34</sup> med eenmāl hackt se dran. Nu wār jud'n<sup>35</sup> Rath düre<sup>36</sup>. Wat nu! Zwee Wünsche wār'n all wech<sup>37</sup> unnn de Fraue mette<sup>38</sup> Worscht anne Nese loat'n<sup>39</sup> rumlop'n<sup>40</sup>, det jink<sup>41</sup> ok<sup>42</sup> nich, also müsst'n sei wünsch'n, det de Worscht fanne<sup>43</sup> Nese wedda<sup>44</sup> affjinge<sup>45</sup>. Nu hädd'n sei nüsch<sup>46</sup> as<sup>47</sup> eene Leboworscht von ö're<sup>48</sup> drei Wünsche.

Kreis Teltow. Dörfer zwischen Zossen und Trebbin.

W. v. Schulenburg.

<sup>1</sup> waren. <sup>2</sup> paar. <sup>3</sup> sassen. <sup>4</sup> bei das Abendbrot. <sup>5</sup> durcheinander. <sup>6</sup> andere. <sup>7</sup> jenes. <sup>8</sup> mit. <sup>9</sup> Stubenthüre. <sup>10</sup> sagt. <sup>11</sup> sie. <sup>12</sup> sollen. <sup>13</sup> ihnen. <sup>14</sup> aber. <sup>15</sup> Tag. <sup>16</sup> sitzen. <sup>17</sup> = wedder, wieder. <sup>18</sup> zu den. <sup>19</sup> weisst Du. <sup>20</sup> mir. <sup>21</sup> zu die Kartoffeln. <sup>22</sup> was denn. <sup>23</sup> er. <sup>24</sup> Leberworscht. <sup>25</sup> da. <sup>26</sup> liegt. <sup>27</sup> sie. <sup>28</sup> der. <sup>29</sup> aufgebracht. <sup>30</sup> Dir. <sup>31</sup> sogleich. <sup>32</sup> an die Nase. <sup>33</sup> festsitzt, festhängt. <sup>34</sup> und. <sup>35</sup> guten, guter. <sup>36</sup> teuer. <sup>37</sup> weg. <sup>38</sup> mit die. <sup>39</sup> lassen. <sup>40</sup> herumlaufen. <sup>41</sup> ging. <sup>42</sup> auch. <sup>43</sup> von die. <sup>44</sup> wedder, = wieder. <sup>45</sup> abginge. <sup>46</sup> nischt, = nichts. <sup>47</sup> als. <sup>48</sup> ihre.

**Der Krebs im Rudower See.** Bei Lenzen in der Westpriegnitz liegt der grosse Rudower See und etwa eine Viertelmeile landeinwärts vom See das Dorf Verbitz. Die Verbitzer haben immer im Rudower See gefischt und mal einen grossen Krebs dabei gefangen. Nun wussten sie gar nicht, was sie mit dem Tiere anfangen sollten. Sie hörten dann, dass Krebse gekocht werden müssen, und thaten den Krebs in einen grossen Kessel mit Wasser und setzten ihn aufs Feuer. Wie das Wasser nun warm wurde, wurde es dem Krebs unheimlich darin und er ging weiter nach oben und setzte sich auf die Stange oberhalb des Kessels. Denn in den alten Häusern hingen die Kessel an einer Kette über dem Feuerherd, oder an einem eisernen Haken und der an einer Querstange. Die Verbitzer blieben aber beim Kochen und nach Verlauf von ein paar Stunden sagten sie: „Nun wird der Krebs wohl gar sein.“ Dann nahmen sie den Kessel vom Feuer, fanden aber den Krebs nicht darin. Schliesslich zuletzt wurde einer gewahr, dass der Krebs oben auf der Stange sass. Aus Verdruss darüber haben sie den Krebs genommen und ihn nach dem Rudower See getragen und ihn wieder versäuft und seit der Zeit ist der Krebs noch immer im See.

So wurde mir (1890) von Fischern erzählt am Rudower See.

W. v. Schulenburg.

**Der heilig Christ.** In dem Tagebuch der Gräfin Linar, geborene de Montot (abschriftlich in der Handschriften-Sammlung Nicolai 225 der Königlichen Bibliothek zu Berlin), von 1564—1583, von ihr selbst genannt „memoires pour ma posterité: en silence et patience (Anne de montot)“ finden sich folgende bemerkenswerte Angaben über Geschenke zu Weihnachten und zu Neujahr.

1. „La veille de noel le heilig christ enuoya a mes deux filz deux bonnets de velours avec 24 roses dor a chacun.

A ma fille anne vng avec 4. douzaines

A sabine vne noyrotte vne chaine dor pesant 100 fleurins dor avec la medale du prince

2. „... le heilig christ enuoia a monseigneur le comte de linar vng bracelet dor pesant 25 escus avec vn R. A et vne foy ...“

3. „Monsieur menvoya de berline pour nouel an vng bracelet dor esmaillé de noyr avec des rosettes d'esmaill bleud et an dedens des R. A.“

4. „le iour du nouel an 1580 monsieur a donné de novel an a ses troys plus grans anfans chacun six dalars, et a sa petite sabine. 2 Rdor, et vn dalar.“

5. „Le. 6. de decembre 1580 monseigr le conte, mes deux filz et moy avontz esté a berline visiter madame l'electricie, iay ioué et perdu contre son eccelence vn heilig christ, paie en vne bague dor avec vne perle faite en forme d'une tortue.“

6. „Monseigneur et mary ma donne vn tonnelet d'argent faisant. 2. goubeletz vn a mes filles pour nostre nouuel an.“

7. „Le 4. de feurier iay enuoye a madame lelectrice pour payement du heilig christ...“

Aus diesen Angaben erhellt, dass damals zu Weihnachten Geschenke gegeben wurden unter dem Namen „der heilig Christ“, dass ebenso, wie

noch heute im Gebiete der römisch-katholischen Kirche, Geschenke gegeben wurden, auch unter dem Namen „der heilig Christ“ am 6. Dezember, St. Niklas, dem katholischen Bescheertag, und dass man sich, wenigstens in der Familie des Grafen Linar, Geschenke zu Neujahr machte, und dass der Bescheerchrist damals genannt wurde „der heilig Christ“.

Der Graf und die Gräfin lebten damals in Spandau.

W. v. Schulenburg.

In der kleinen Kirche zu Milow, in der Umgegend der Stadt Lenzen in der Westpriegnitz, finden sich (1890) am Altar wie auf den Bänken folgende Holzinschriften in niederdeutscher Sprache, was immerhin bei uns zu den Seltenheiten gehören dürfte.

Auf der Brüstung des Altars:

Hans Gäde Gottes  
Hausmann den 5.  
September 1691.

Auf vier Bänken rechts:

Rop Mi An In Der Not  
So Wil Ick Dier Hören  
Und Du Schalt Mi  
Pri  
Ore Gades Wort  
Joa. 6.

Auf fünf Bänken links:

Also Hefdt Godt De  
Welt Gelevet Up  
Dadt He S  
Jhesu Du Sohn  
Gots Bis  
Uns Gnedich Und  
Bar  
Or Trewen Js De  
Wor

W. v. Schulenburg.

**Alte Erwähnung des Meerschweinchens (*Cavia cobaya*).** Anknüpfend an die auf Seite 141 unter Nr. 5 des Monatsblattes Jahrg. IV befindliche Notiz Nr. 24 gestatte ich mir zur Sache folgendes anzuführen:

In Fischart Gargantua (Ausgabe von 1579) ist über das Meerschweinchen folgendes bemerkt.

„Dan er war (nämlich das Reittier des Gargantua, 19. Kapitel) ain litzel klaines gröser als der Pfeiler zu Sanct Marx bei Langres vnd der gestuzt Judenthurn zu Prag, auch geästelet vnd geschärtelet auf alle eck (wie die ähern am Korn) vnd des Moerschweins Federn.“ Unser kleines Haustierchen war also damals schon so bekannt in Deutschland, dass es Schriftsteller zur Verdeutlichung einer Beschreibung anführten.

H. Maurer.

„Reise“ und „Reuse“. Herr Oberbergrat Viedenz in Eberswalde macht (vergl. Jahrg. IV. S. 150) in dankenswerter Weise darauf aufmerksam, dass der Volksausdruck „Reise“ für einen Wasserriss in einem Felsen, auch in der Mark vorkomme. Dieser Ausdruck ist mir in älteren Schriften aus unserer Gegend und auch im Volksmunde hier nicht vorgekommen, auch kann er in der eigentlichen Mark nur in den Rüdersdorfer Kalkbergen und in den Sperenberger Gypsbrüchen erwartet werden, da nur dort wirkliche Felsen in der Mark vorhanden sind. Vermutlich ist er in Rüdersdorf durch süd-deutsche Bergleute eingeführt worden. Die im Steilgelände unsers Schwemmlands vorkommenden, oft jäh abfallenden Wasserrisse werden im Volksmunde „Kehlen“ genannt, so in der Märkischen Schweiz bei Buckow die Silberkehle, die Junker Hansens-Kehle, im Grunewald bei Berlin die Teufelskehle und die Hundekehle.

Anlangend die sprachliche Ableitung, so ist es nach Grimm's Wörterbuch nicht gerade notwendig, „Reise“ von „Riss“ und „Reissen“ abzuleiten, da „Reise“ sowohl eine sich fortbewegende, rutschende Masse wie Steine, Kalk, Holz bezeichnen kann, als auch daneben den Begriff, den Akt des Gleitens, des Rutschens etc. selbst.

Die Versuchung „Reise“ mit „Reuse“ zu identifizieren, liegt nahe, da nach Grimm „Reuse“ ausser dem bekannten Fischfangsgerät als Nebenform zu „Rause“ einen kleinen Wasserlauf bedeutet; Reuse weist aber wohl mehr auf „Rinne“ und den im Gebirge geläufigen Ausdruck „Runse“ und es ist, wie schon gesagt, nicht nötig, das Wort „Reise“ in der Bedeutung als ausgenagter Felseinschnitt, anders als mit dem Wort „reisen“ überhaupt in Verbindung zu bringen.

E. Fr.

**Sagen aus der Uckermark.** Der Hirtenstein bei Polzow. In der Uckermark bei dem Dorfe Polssen an der Strasse von Gramzow nach Greifenberg, eine Meile östlich vom Ober-Uckersee liegt an einem Bergabhänge ein grosser Stein mit einem breiten Spalt. Über diesen Stein und Spalt erzählt man sich folgende Sage: Ein Hütsjunge, welcher die Schweine des Ortes hütete, bekam als Frühstück immer ein Stück Brot und einen Käse. Gewöhnlich setzte er sich auf besagten Stein, wenn er sein einfaches Mahl verzehrte. Als er eines Tages wieder auf dem Steine sass und in seinem Kober als Frühstück ein Stück Brot und einen Käse fand, nahm er erst den Käse und rollte ihn den Abhang hinab und dann desgleichen das Stück Brot, indem er rief: „Deubel rönn, de leef Herrgott kricht Di!“ Kaum hatte er diese Lästerworte gesprochen, da öffnete sich der Stein und er verschwand in die Tiefe. Man hörte ihn noch schreien, aber keiner konnte ihn retten. Hiervon hat der Stein den Spalt.

Der Pferdekopf bei Spitzerort. Südlich von dem Dorfe Seehausen in der Uckermark liegt im Ober-Uckersee eine Halbinsel, welche, weil sich früher daselbst ein Kloster befand, kurzweg Kloster genannt wird. Auf der östlichen Seite dieser Halbinsel liegt eine kleine Landzunge, welche Spitzerort heisst. Von der äussersten Spitze dieser Landzunge bis zur gegenüberliegenden Seite, wo sich ebenfalls ein kleiner Landvorsprung befindet, ist der Uckersee etwa 150 bis 200 Schritt breit und ziemlich tief. Nach Er-

zählungen meiner Urgrossmutter ist in früheren Jahren der See hier so schmal gewesen, dass die dortigen Bewohner, wenn sie von einem Ufer zum andern wollten, diese schmale Rinne, unter Benutzung eines Pferdekopfes, welchen man mitten in die Rinne gelegt hatte, überschreiten konnten. Durch Verschwinden eines Sees in der Randau soll der Uckersee erst seine jetzige Grösse erhalten haben.

Ritter Kurt und der Bauer. Im Ober-Uckersee in der Uckermark, südlich von den Dörfern Warnitz und Fergitz liegen zwei kleine Inseln, welche grosser und kleiner Burgwall heissen. Auf dem grossen Burgwall wohnte früher ein Ritter, welcher der wilde Kurt genannt wurde. Wenn derselbe von seiner Insel nach dem Festlande wollte, so gebrauchte er keine Fähre oder Kahn, sondern er fuhr mit seinem Rappen über das Wasser. Als er einst auf diesem Wege nach Prenzlau fuhr, sah ihn ein Bauer, welcher mit seinen schlechten Pferden Hafer zur Stadt fahren wollte. Er sprach: „Wat de kann, kann ick ok,“ bog vom Wege ab und folgte dem Ritter über das Wasser. Der Bauer verkaufte in Prenzlau seinen Hafer und kehrte in demselben Gasthof ein, in welchem der Ritter eingekehrt war. Der Ritter hatte sich zu Mittag ein Gericht grosser Fische geben lassen. Er löste das Fleisch sauber von den Gräten ab, warf diese in eine Schüssel mit Wasser, und siehe da, aus den Gräten der grossen Fische wurden lauter lebende kleine Fische. Als der Bauer dies sah, sprach er; „Wat de kann, kann ick ok.“ Er liess sich ein Gericht kleiner Fische geben, kaute dieselben tüchtig durch und warf die Überbleibsel ebenfalls in eine Schüssel mit Wasser. Aus diesen zerkaute Fischresten wurden lauter grosse Fische. Als dies der wilde Kurt sah, liess er sofort anspringen und jagte wie wild die Ucker hinauf seiner Burg zu. Plötzlich erhob sich ein grosses Ungewitter. Die ganze Gegend war in dichten Rauch und Qualm gehüllt, so dass die umliegenden Bewohner glaubten, die Welt ginge unter. Als sich nach einigen Tagen das Wetter wieder klärte, war die Burg verschwunden und mit ihr der wilde Kurt. Auf dem Burgwall fand man vor etwa dreissig Jahren und findet man vielleicht auch heute noch Steine, welche, wenn man sie ins Wasser wirft, schwimmen.

Erzählt von Herrn Koch aus der Uckermark und nach seiner Angabe aus Volksmunde.

Was die „Steine“ anbetrifft, die, ins Wasser geworfen, schwimmen sollen, so handelt es sich vielleicht um vorgeschichtliche Scherben. Ich fand solche, und zwar deutsch-germanische, auf dem Schlossberg zu Burg im Spreewald, die in starkem Feuer ausgebrannt, und meiner Erinnerung nach blasig aufgetrieben aussergewöhnlich leicht waren. Ich habe mehre seiner Zeit der vaterländischen Abteilung des jetzigen Museums für Völkerkunde übergeben, sie sind aber dort fortgeworfen worden, so dass eine nachträgliche Prüfung nicht möglich ist. Über gleiche Scherben ist meines Wissens auch von anderen Burgwällen berichtet worden.

W. v. Schulenburg.

Meine Vermutung betreffs **Kunsche** (Märk. Kräuterei, S. 197) wird bestätigt durch eine Mitteilung an mich von Herrn Kauper Werchosch zu

Burg-Spreewald, dass, nach Herrn Lehrer Broddack, in dem wendischen Eichow „Kunschauky“ oder „Kunschky“ genannt werden junge, noch mit Nadeln versehene Zweige der Kiefer, die man zum Feueranmachen braucht, und deutsch dort „Kunschzacken“, auch (nach Herrn Werchosch) sonst bekannt sei, dass diese Zacken in „Fichtengegenden“ Kunschauky heissen.

W. v. Schulenburg.

**Weihnachtsgebäck und Verwandtes.** Herr F. Kunze hat in der Nr. 51 des Sonntagsblatts des Nordhäuser Courier „Aus der Heimath“ vom 22. December 1895, einer Zeitschrift von anerkannt kulturgeschichtlichem Wert, einen interessanten Aufsatz über Weihnachtsgebäck veröffentlicht, welcher mich in der Nr. 1 vom 5. Januar 1896 zu Bemerkungen veranlasst hat, die ich in etwas erweiterter und auf unsere engere Heimat bezogener Form nachstehend mittheile.

1. **Stolle.** Der Ausdruck Weihnachts-Stolle, Christ-Stolle ist auch in Berlin althergebracht. Es wird darunter allemal ein fettgebackenes, kuchenartiges, halbflaches, halbhohes, langgestrecktes Ding verstanden, im Gegensatz zu „Stulle“, worunter man einen länglichen Abschnitt vom Tischbrot oder Hausbrot versteht, ein Begriff, der zu „Butter-Stulle“ erweitert in der ganzen Mark Brandenburg eine grosse Rolle spielt, während man in anderen Teilen des nordöstlichen Deutschlands stets „Butterbrot“ für Butterstulle“ hört. Dass Stolle nur eine Nebenform von Stulle oder umgekehrt diese eine solche von jener ist, braucht nicht besonders aufgeführt zu werden.

Der Ausdruck „Stolle“ scheint in den westlichen an Mecklenburg und Hannover angrenzenden Teilen sowie in der Altmark weniger üblich zu sein. Ein bedeutender Handel mit Christstollen nach Berlin wird besonders von Kottbus, Krossen a. O., namentlich aber von Dresden aus betrieben.

2. **Wecken.** Der Ausdruck ist in der Alt- und Mittel-Mark im Mittelalter verbreiteter gewesen, als jetzt. Herr Kunze erwähnt unter dem weihnachtlichen und überhaupt festlichen Backwerk auch die von ihm sogenannten „Heiden-Wecken.“ Er scheint sie als ein Überlebsel aus der heidnischen Vorzeit, als wirkliche vom christlichen Kultus übernommene Opferkuchen zu halten. Es ist dies nach meiner Überzeugung ein Irrtum, der daraus entstanden ist, dass man die plattdeutsche Bezeichnung falsch verhochdeutsch hat. Der plattdeutsche Ausdruck ist **Heet-Wecken** (nicht etwa Hed-Wecken) und Heet-Wecken ergiebt auf Hochdeutsch „Heiss-Wecken.“ Diese Heiss-Wecken sind allerdings eine Besonderheit, weil man die gewöhnlichen Wecken, wie unsere Semmeln und Milchbrötchen (sächsisch Bemmen; hamburgisch, mecklenburgisch und neuvorpommerisch Rundstückchen), nicht heiss zu verzehren pflegt. Die Heiss-Wecken bilden nun für die heilige Zeit, die sich von Weihnachten bis Fastnacht erstreckt, ein Ausnahme-Gericht, das insbesondere auf der Insel Rügen, in Neuvorpommern und in beiden Mecklenburg beliebt ist. Beispielsweise in Greifswald werden sie zwei Tage vor Fastnacht gebacken. Es sind flachrundliche Gebäcke von der Beschaffenheit der ungerösteten (weichen) Zwiebacke oder Kuchensemmeln und von der Grösse eines Rundstückchens. Diese Wecken werden durch-

schnitten, ausgehöhlt und mit Butter, Zucker, gestossenem Zimmt und Korinthen gefüllt. Darüber wird kochendheisse Milch gegossen und die aufgeweichte Masse mit dem Löffel gegessen. Eben wegen dieser heissen Milch heissen die Brötchen Heiss-Wecken. Auch in Greifswald ist im übrigen der in früheren Jahrhunderten üblich gewesene Name „Wecke“, „Wecken“ verschollen. An manchen Orten stellen erfinderische Bäcker diese Wecken aber auch schon ab Weihnachten her.

3. Striezel (Strietzel, Stritzel, in Berlin aber stets mit langem „i“). In den ebengenannten plattdeutschen Gebieten und in der westlichen Mark nicht herkömmlich. Die Striezel ist seit Alters in Berlin, den östlichen Teilen der Mark und in den zur Niederlausitz gehörig gewesenen Teilen der Provinz Brandenburg üblich, so viel ich weiss, eigentlich wohl immer in Verbindung mit dem Glück und Schlaf bringenden Mohn als „Mohn-Striezel“. Der Gebrauch des Mohnes ist echt wendisch, ebenso verbreitet als im ganzen weitesten Wendland das Backen der Striezel. Es ist daher nicht nötig, wie es in dem beregten Aufsatz geschieht, dies wendische Wort im besonderen aus dem Böhmischem (Tschechischen) abzuleiten.

Für die gewöhnlichen Striezeln nimmt man zum Bestreuen weisse oder blaue (schwarzgraue) Mohnkörner. Früher hat man die Striezel auch mit gefärbten Mohnkörnern bestreut. Seit vielen Jahren wird der bunte Mohn jedoch einfach durch buntgefärbte Zuckerkügelchen ersetzt. Das Charakteristische bei der Striezel als Weihnachts- oder Neujahrs-Gebäck ist gerade diese Bestreuung mit möglichst vielen Glückskörnchen. Dies führt uns von selbst auf ein weiteres Weihnachts-, Sylvester- und Neujahrs-Gericht, die Mohn-Pielen.

4. Mohn-Pielen. Wenn der gelehrte Professor Paulus Cassel „Mohn-Pillen“ schreibt und auf diese Weise das Wort mit dem Erzeugnis der Apothekerkunst, welches niemand gern schluckt, in Verbindung bringt, so kann ich darauf nur sagen, dass niemand in Berlin oder der Provinz Brandenburg anders wie „Pielen“ bzw. „Mohnpielen“ spricht, also mit langem „i“. Piele und Pille mögen immerhin sinnverwandt sein wie „Stulle“ und „Stolle“, denn „Piele“ bedeutet ein Körnchen oder ähnliches, z. B. ein Mohnkörnchen, ein Fischroogenkörnchen, die kleinen noch ganz jungen Erbsen in der Schoote. Das Zeitwort „paalen“ ist mit Piele verwandt und besagt dementsprechend auskörnchen, so in der Mark Brandenburg „Schooten auspaalen“, d. h. die vorerwähnten noch sehr kleinen Erbsen aus der Hülle herausstreifen. Da Körner, wie unter Nr. 3 angedeutet, Glück, Geld und dergl. bedeuten, so wird Mohn, wie Karpfen-Roogen und Kaviar (hergestellt aus dem Roogen des Hausen und anderer Acipenser-Arten) an den gedachten Feiertagen verschenkt und verzehrt.

5. Pfannkuchen. Das in Berlin immer nur also, ausserhalb Berlins dagegen stets „Berliner Pfannkuchen“ oder „Krapfen“ genannte Gebäck, dessen Teig mit Bärme (Gest) eingerührt und in Schmalz schwimmend gebacken wird, ist „bereits“, unter die Weihnachtsgebäcke zu zählen. Da aber dort die ungezählten anderen Gebäcke (Stollen, Striezel, Baumkuchen, Lebkuchen, Honigkuchen, Pfefferkuchen, Leckerli u. s. w.) in Mitbewerb treten,



um Alt und Jung den Magen zu verderben, so kommt der Berliner Pfannkuchen erst in der Zeit nach Weihnachten, zum Sylvester, zu Neujahr, so recht eigentlich zur Geltung. Seine grössten Triumphe und Orgien feiert er zu Fastnacht. Bemerkenswert muss noch werden, dass man in vielen Teilen Norddeutschlands, z. B. Schleswig Holstein, Lauenburg, Hamburg, Bremen, Lübeck, Mecklenburg, Pommern, unter „Pfannkuchen“ schlechthin, ganz etwas anderes, namentlich die in der Pfanne gebackenen dünnen Fladen versteht, die man in Berlin und vielen anderen Orten Deutschlands „Eierkuchen“ nennt (wer nobel sein will sagt „Omelette“, Omelette aux confitures, Omelette aux fines herbes u. dergl. m.). Der eigentliche traditionelle Eierkuchen wird nicht mit Kompot, sondern mit Sahne, Speck, Eiern, Salat, Wurststückchen etc. garniert und verzehrt. Das Süssen des Eierkuchens und die Zugabe von geschmortem Obst, Fruchtgallert, Marmelade etc. dürfte erst spätere Uebung sein. Im angelsächsischen England und in den Teilen der Vereinigten Staaten, wo angelsächsische Küche herrscht, kennt man die Berliner Pfannkuchen seit unvordenklicher Zeit ebenfalls, jedoch unter dem Namen „dough nuts“ (Teignüsse). Diese Gebäcke sind kugelig, mehr kartoffelförmig, während der Berliner Pfannkuchen, um mich mit Lieutenant Reiff-Reiffenstein mathematisch auszudrücken, ein Rotations-Sphäroid darstellt. Diese amerikanischen Weihnachts-Pfannkuchen sind nach meinem Geschmack entsetzlich schwer, fett und unverdaulich, so dass ich nur durchaus einer der erfahrensten amerikanischen Hausfrauen, der Frau Colonel Miller in New York, die selbst ein Kochbuch verfasst hat, beitreten kann, welche mir von den nord-amerikanischen Pfannkuchen sagte: they are more for farmer-daughters („sie sind mehr für Bauern-Töchter“).

Ernst Friedel.

---

## Bücherschau.

---

Karl Meyer: Führer über das Kyffhäusergebirge sowie durch Stolberg und Umgebung. Nordhausen 1896. Verlag von Fr. Eberhardt. Die Einweihung des von den Kriegervereinen (Vorsitzender unser verehrtes Mitglied Stadtverordneter Carl Diersch) gestifteten, am 18. Juni d. J. unter Teilnahme des Kaisers, hat die Aufmerksamkeit nach der Kyffhäuserruine, einem wahren Heiligtum des Deutschen Volks, gelenkt und heissen wir den mit Karten und Abbildungen sowie mit geschichtlichen Nachrichten bestens ausgestatteten Führer, der in Karl Meyer den berufensten Verfasser gefunden, gern willkommen. Meyer unterscheidet einen dreifachen Sagenniederschlag. Der Berg ist zunächst eine den germanischen Göttern gewidmete Kultusstätte gewesen, unter denen der rotbärtige Donar am deutlichsten hervortritt. In der Zeit des staatlichen und sittlichen Zerfalls wird hierauf zunächst die Heldenfigur des im Morgenlande ertrunkenen, für das Volk verschölenen Kaisers Rotbart (Friedrich I. von Hohenstaufen), gewissermassen auf-